

Hiob, erlebt von einem Verzweifelten

Von Søren Kierkegaard

d. 19. September

Mein verschwiegener Mitwisser!

Hiob! Hiob! O Hiob! Hast du wirklich nichts andres gesprochen als diese schönen Worte: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet? Hast du nicht mehr gesagt? Bist du in aller deiner Not dabei geblieben, nichts zu tun als sie zu wiederholen? Warum schwiegst du sieben Tage lang und sieben Nächte, was ging da in deiner Seele vor? Als das ganze Dasein über dir zusammenbrach und, Topfscherben gleich, rings um dich lag, hattest du da also gleich die übermenschliche Fassung, hattest du also gleich der Liebe Dolmetschung, des Vertrauens und des Glaubens Freimut? Ist deine Tür gleichfalls verschlossen vor dem Leidtragenden, darf er von dir keine andere Linderung erwarten als die, welche weltliche Weisheit kümmerlich bietet, indem sie einen Paragraphen über des Lebens Vollkommenheit vorträgt? Weißt du nicht mehr zu sagen, wagst du nicht mehr zu sagen als was die beamteten Tröster wortkarg dem Einzelnen zumessen, was die beamteten Tröster, steifen Zeremonienmeistern gleich, dem Einzelnen vorschreiben, daß es nämlich in Stunden der Not ziemlich sei zu sprechen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet, nicht mehr und nicht weniger, ebenso wie man Prosit sagt zu dem Niesenden! Nein, du, der du in deines Wohlstands Tagen des Unterdrückten Wehr gewesen bist, des Greises Schirm und des Gebeugten Stab, du hast die Menschen nicht getragen, und als alles barst, da wardst du des Leidenden Mund und des Zerknirschten Stimme und des Geängstigten Schrei, und eine Linderung allen, die in Qualen verstummt, ein getreuer Zeuge von aller der Not und Zerrissenheit, die in einem Herzen wohnen kann, ein untrüglicher Fürsprecher, der es wagte »in der Bitterkeit seiner Seele« Klage zu erheben und zu streiten wider Gott. Warum deckt man dies zu? Wehe dem, der Witwen und Waisen frißt, und sie um ihr Erbe betrügt, aber auch wehe dem, welcher den Leidtragenden arglistig bringen will um des Leides einstweiligen Trost, sich Luft zu machen und »zu hadern mit Gott«. Oder ist in unsrer Zeit etwa die Gottesfurcht so groß, daß der Leidtragende nicht mehr dessen bedarf, was in jenen alten Tagen Brauch gewesen? Traut man sich etwa nicht vor Gott Klage zu erheben? Ist also die Gottesfurcht größer geworden oder etwa die Furcht und die Feigheit? Heutzutage meint man, des Leides eigentlicher Ausdruck, der Leidenschaft verzweifelte Sprache müsse den Dichtern überlassen bleiben, welche also als Anwälte eines Verunrechteten die Sache des Leidenden vertreten vor dem Richtstuhl des menschlichen Mitleids. Weiter wagt niemand sich vor. Darum zähle du es alles her, unvergeßlicher Hiob! Wiederhole es alles, was du gesagt, du gewaltiger Fürsprecher, welcher vor den Richtstuhl des Allerhöchsten unerschrocken hintritt gleich einem brüllenden Leu! In deiner Rede ist Sinn, in deinem Herzen ist Gottesfurcht, auch wenn du klagest, wenn du für deine Verzweiflung dich wehrst wider deine Freunde, welche Räubern gleich sich erheben, um dich mit ihren Reden zu überfallen, auch wenn du, von deinen Freunden aufgebracht, ihre Weisheit zertrittst, und ihre Verteidigung Gottes des Herrn verachtetest, als wäre es eines abgelebten Hofmanns oder eines staatsklugen Regierungsmanns elende Klügelei. Deiner bedarf ich, du bist ein Mann, der laut zu klagen weiß, daß es im Himmel widerhallt, allwo Gott Rates pflegt mit dem Satan, um Pläne zu spinnen wider einen Menschen! Erheb Klage, der Herr hat keine Furcht, er vermag es sehr wohl sich zu verteidigen; aber wie sollte er sich denn verteidigen können, wenn niemand Klage zu erheben wagt, wie es einem Menschen ansteht. Zähle alles her, erheb deine Stimme, zähle es laut her, Gott vermag sehr wohl noch lauter zu reden, er hat ja den Donner – aber auch der ist eine Antwort, eine

Erklärung, zuverlässig, treu, aus erster Hand, eine Antwort von Gott selbst, welche, und wenn sie einen Menschen gleich zerschmetterte, herrlicher ist als Stadtklatsch und Gerüchte betreffs der Gerechtigkeit der Vorsehung, die erfunden sind von menschlicher Weisheit und verbreitet von alten Vetteln und weibischen Männern.

Mein unvergeßlicher Wohltäter, Hiob, du Vielgeplagter! wage ich's mich deiner Gesellschaft anzuschließen, darf ich auf dich hören? Stoß mich nicht fort, ich stehe nicht mit falscher List bei deinem Aschenplatz, meine Tränen sind nicht unecht, ob ich gleich nicht in der Lage bin, bloß deinetwegen zu weinen. Gleich wie der Frohe die Freude sucht, teilnimmt an ihr, wiewohl das, was zu allernächst ihn freut, die Freude ist, die in ihm selber wohnt, ebenso sucht, der da Leid trägt, das Leid. Ich habe nicht die Welt besessen, hab nicht sieben Söhne gehabt und drei Töchter, indes, alles kann ja auch der verloren haben, der nur wenig besessen, Söhne und Töchter kann ja gleichsam auch der verloren haben, der die Liebste verloren, und mit bösen Schwären ward ja gleichsam auch der geschlagen, der die Ehre und den Stolz verloren, und mit ihnen die Lebenskraft und allen Sinn.

Ihr
namenloser Freund

d. 11. Oktober

Mein verschwiegener Mitwisser!

Mein Leben ist bis zum Äußersten gebracht; es ekelt mich des Daseins, welches unschmackhaft ist, ohne Salz und Sinn. Wäre ich gleich hungriger als Pierrot, ich möchte dennoch nicht die Erklärung fressen, welche die Menschen anbieten. Man steckt den Finger in die Erde, um zu riechen, in welchem Lande man ist, ich stecke den Finger ins Dasein – es riecht nach nichts. Wo bin ich? Was heißt denn das: die Welt? Was bedeutet dies Wort? Wer hat mich in das Ganze hinein betrogen, und läßt mich nun dastehen? Wer bin ich? Wie bin ich in die Welt hineingekommen; warum hat man mich nicht vorher gefragt, warum hat man mich nicht erst bekannt gemacht mit Sitten und Gewohnheiten, sondern mich hineingestukt in Reih und Glied als wäre ich gekauft von einem Menschenhändler? Wie bin ich Teilhaber geworden in dem großen Unternehmen, das man die Wirklichkeit nennt? Warum soll ich Teilhaber sein? Ist das nicht Sache freien Entschlusses? Und falls ich genötigt sein soll es zu sein, wer ist denn da der verantwortliche Leiter – ich habe eine Bemerkung zu machen -? Gibt es keinen verantwortlichen Leiter? An wen soll ich mich wenden mit meiner Klage? Das Dasein ist ja eine Diskussion, darf ich bitten, meine Betrachtung mit zur Verhandlung zu stellen? Wenn man das Dasein nehmen soll wie es ist, wäre es dann nicht das Beste, man erführe wie es ist? Was will das heißen: »ein Betrüger«? Sagt Cicero nicht, man finde einen Betrüger heraus, wenn man frage: wer hat den Vorteil (cui bono)? Ich lasse jedermann fragen, und frage jedermann, ob ich irgend einen Vorteil davon gehabt habe, mich selbst und ein Mädchen unglücklich zu machen. »Schuld« – was will das heißen? Ist das Hexerei? Weiß man etwa nicht mit Bestimmtheit, wie es zugeht, daß ein Mensch schuldig wird? Will da niemand antworten? Ist dies denn nicht von äußerster Wichtigkeit für sämtliche Herren Teilnehmer?

Mein Verstand steht stille, oder richtiger, ich gehe seiner verlustig? In dem einen Augenblick bin ich müde und matt, ja wie tot vor Gleichgültigkeit, in dem andern Augenblick tobe ich und fahre verzweifelt von einem Ende der Welt zum andern, um jemanden zu finden, an dem ich meinen Grimm auslassen könnte. Alles, was in meinem Wesen enthalten ist, schreit auf in Widerspruch zu sich selbst. Wie ist es zugegangen, daß ich schuldig ward? Oder bin ich etwa

nicht schuldig? Warum werd ich dann so genannt in allen Zungen? Was ist doch die menschliche Sprache für eine jämmerliche Erfindung, die das eine sagt und das andere meint?

Ist mir nicht einfach etwas zugestoßen, ist das Ganze nicht eine Widerfahrnis? Hätte ich vorauswissen können, daß mein ganzes Wesen eine Veränderung erfahren würde, daß ich ein anderer Mensch werden würde? Ist vielleicht etwa hervorgebrochen, was dunkel schon in meiner Seele lag? Jedoch, lag es im Dunkel, wie hätte ich es dann voraussehen sollen? Konnte ich es aber nicht voraussehn, so bin ich ja unschuldig. Falls ich einen Schlaganfall erlitten hätte, wäre ich dann auch schuldig gewesen? Was ist das menschliche Laut geben, welches man Sprache nennt, für ein jämmerliches Kauderwelsch, das nur von einer Clique verstanden wird! Sind die der Sprache Entbehrenden nicht weiser, weil sie niemals dergleichen sagen? – Bin ich treulos? Falls sie fortführe, mich zu lieben, und niemals einen andern liebte, so wäre sie gegen mich ja treu. Falls ich fortfahre, allein sie lieben zu wollen, bin ich dann treulos? Wir tun ja beide das Gleiche, wieso werde ich also ein Betrüger, weil ich dadurch meine Treue zeige, daß ich betrüge? Warum soll sie recht haben, ich unrecht? Wenn wir beide treu sind, warum drückt man dies denn in der menschlichen Sprache dergestalt aus, daß sie treu ist, ich ein Betrüger?

Und stünde gleich die ganze Welt wider mich auf, und wollten gleich alle Scholastiker mit mir disputieren, und ginge es gleich um mein Leben, ich habe doch recht. Das soll mir keiner nehmen, ob es gleich keine Sprache gibt, in der ich es zu sagen vermag. Ich habe gehandelt, wie recht ist. Meine Liebe läßt sich nicht ausdrücken in einer Ehe. Tue ich es, so ist das Mädchen zerbrochen. Vielleicht ist ihr die Möglichkeit verlockend erschienen. Dafür kann ich nichts, auch für mich ist es so gewesen. In dem gleichen Augenblick, in dem die Wirklichkeit eintritt, ist alles verloren, und dann ist es zu spät. Jene Wirklichkeit, in welcher die Geliebte ihre Bedeutung haben soll, wird für mich zu einem bloßen Schatten, der neben meiner eigentlichen geistigen Wirklichkeit herläuft, ein Schatten, der mich bald zum Lachen bringt, bald störend in mein Dasein eingreifen wird. Es wird damit enden, daß ich sie betaste, täppisch, als griffe ich nach einem Schatten oder als streckte ich meine Hand nach einem Schatten aus. Ist ihr Leben dann nicht vergeudet? Sie wird ja für mich einer Toten gleich, ja, sie könnte in meiner Seele die Versuchung aufwecken, sie tot zu wünschen. Wofern ich sie also zerbreche, sie verflüchtige in eben dem Augenblick, in dem ich sie zur Wirklichkeit machen will, anstatt daß ich sie entgegengesetztenfalls in einer wahren, obwohl in anderm Sinne beängstigenden Wirklichkeit mir bewahre – was dann? Dann sagt die Sprache, daß ich schuldig bin; denn ich hätte es voraussehn müssen. – Was ist das für eine Macht, die mir meine Ehre und meinen Stolz nehmen will, und dies auf so sinnlose Weise tut? Bin ich denn ausgeliefert? Soll ich also schuldig sein und ein Betrüger sein, ganz gleich, was ich denn tue, sogar wenn ich gar nichts tue? – Oder bin ich vielleicht verrückt? So wäre es wohl am besten, mich einzusperren, denn die menschliche Feigheit fürchtet nichts so sehr wie Erklärungen Geistesschwacher und Sterbender. Was soll das heißen: ›wahnsinnig‹? Was muß ich tun, um die bürgerliche Achtung zu genießen, daß man mich für klug hält? Warum antwortet man nicht? Ich lobe öffentlich eine angemessene Belohnung aus, falls einer ein neues Wort erfindet. Ich habe die Alternativen vorgelegt. Ist jemand so klug, daß er mehr kennt als ihrer zwei? Kennt er aber nicht mehr, so ist es ja Unsinn, daß ich wahnsinnig, treulos und ein Betrüger bin, wohingegen das Mädchen treu und vernünftig und von den Menschen geachtet ist. Oder soll es mir etwa zur Last gelegt werden, daß ich den Anfang so schön wie möglich gestaltet habe? Dankeschön! Als ich ihre Freude darüber sah, daß sie geliebt wurde, unterstellte ich mich selber und alles, worauf sie zeigte, der Zaubermacht der Liebe. Ist es eine Schuld, daß ich es vermochte, oder eine Schuld, daß ich es tat? Wer ist schuld daran außer sie selbst, und jenes dritte, von dem niemand weiß, woher es gekommen, jenes dritte, das mich mit seinem Schlage berührte und mich verwandelte? Was ich getan, das pflegt man an andern ja zu rühmen. – Oder ist mein Entgelt dies, daß ich Dichter geworden bin? Ich verbitte mir jeglichen Entgelt, ich fordere

mein Recht, d.h.: meine Ehre. Ich habe nicht darum gebeten, Dichter zu werden, und will es auch nicht sein um diesen Preis. – Oder falls ich schuldig bin, muß ich meine Schuld doch bereuen können und sie wieder gut machen können. Man mache mir klar, wie. Soll ich etwa obendrein noch bereuen, daß die Welt sich erlaubt, mit mir zu spielen wie der Knabe mit einem Maikäfer? – Oder ist es vielleicht gar das Beste, das Ganze zu vergessen? Vergessen?, ich habe ja aufgehört zu leben, wo ich es vergesse, oder was ist denn das für ein Leben, wenn ich mit der Geliebten zugleich Ehre und Stolz verloren habe, und dies so, daß niemand weiß, wie es zugegangen ist, weshalb ich sie denn auch niemals wieder herstellen kann? Soll ich dergestalt mich ausstoßen lassen, warum bin ich dann hineingestoßen worden, ich habe es nicht begehrt?

Wer bei Wasser und Brot gefangen liegt, er hat es besser, als ich es habe. Meine Betrachtungen sind, menschlich gesprochen, die kärglichste Ration, die sich denken läßt, und doch finde ich eine Befriedigung darin, derart in meinem Mikrokosmos mich so makrokosmisch wie möglich zu gebärden.

Mit den Menschen rede ich nicht; jedoch um nicht alle Gemeinschaft mit ihnen abzubrechen, sowie um ihnen nicht für ihr Geld Geschwätz zu bieten, hab ich einen Haufen Verse gesammelt, kernige Aussagen, Sprichwörter, kurze Sinnsprüche von jenen unsterblichen griechischen und römischen Schriftstellern, die durch alle Zeiten hin bewundert worden sind. Dieser Anthologie habe ich mehrere vortreffliche Zitate beigefügt aus Balles unter Privileg des Waisenhauses herausgegebenem Religionslehrbuch. »Auch wenn wir alle nur wünschbare Ehre erlangt haben, sollen wir uns nicht zu Übermut oder Hoffart hinreißen lassen.« Ich betrüge also niemanden. Wie viele sind wohl, die jederzeit eine Wahrheit oder eine gute Beobachtung aussprechen. »Unter dem Namen der Welt versteht man gewöhnlich sowohl Himmel wie Erde samt allem, was sich überhaupt darinnen befindet.«

Was hülfte es auch, wenn ich etwas sagte, es gibt niemanden, der mich versteht; mein Schmerz und mein Leiden sind namenlos, ebenso wie ich selber es bin, der ich, obwohl ich keinen Namen habe, vielleicht doch für Sie stets etwas bleibe, und auf jeden Fall verbleibe

Ihr Ergebener

den 15. November

Mein verschwiegener Mitwisser!

Wo ich Hiob nicht hätte! Es ist unmöglich zu beschreiben und genau zu schattieren, welche Bedeutung und welche vielfältige Bedeutung er für mich hat. Ich lese ihn nicht, wie man sonst ein Buch liest, mit dem Auge, sondern ich lege das Buch gleichsam auf mein Herz, und mit des Herzens Auge lese ich es, verstehe wie in Hellsichtigkeit das Einzelne auf die verschiedenste Weise. Gleich wie das Kind das Lehrbuch unter das Kopfkissen legt, um sicher zu sein, daß es seine Lektion nicht vergessen hat, wenn es am Morgen erwacht, ebenso nehme ich das Buch nachts mit ins Bett. Jedes Wort Hiobs ist Nahrung und Kleidung und Arznei für das Elend meiner Seele. Bald erweckt mich ein Wort von ihm aus meiner Lethargie, so daß ich zu neuer Unruhe wach werde, bald stillt es das fruchtlose Toben in meinem Innern, macht dem Grauenhaften im stummen Röcheln der Leidenschaft ein Ende. Sie haben Hiob doch gelesen? Lesen Sie ihn, lesen Sie ihn wieder und immer wieder. Ich mag in einem Briefe an Sie nicht einmal eine einzige Ergießung von ihm abschreiben, obwohl ich Freude daran habe, von allem, was er gesagt, immer von neuem Abschrift zu nehmen, bald mit deutschen, bald mit

lateinischen Buchstaben, bald in dem einen Format, bald in einem andern. Jede derartige Abschrift wird wie ein Pflaster der Gotteshandwurz auf mein krankes Herz gelegt. Und auf wem hat Gottes Hand wohl so gelegen wie auf Hiob! Ihn zitieren aber – das kann ich nicht. Es hieße meine Trumpf-Sieben in den Stich geben; es hieße in Gegenwart eines andern seine Worte zu meinen machen. Wenn ich allein bin, so tu ich es, eigne mir alles an; sobald aber jemand zugegen ist, weiß ich sehr wohl, was ein junger Mensch zu tun hat, wenn alte Leute reden.

Im ganzen Alten Testament ist keine Gestalt, der man sich mit solchem menschlichen Vertrauen, solcher Freimütigkeit und Getrostheit nähert wie Hiob, eben weil alles an ihm so menschlich ist, weil er an der Markscheide zur Poesie steht. Nirgends in der Welt hat des Schmerzes Leidenschaft einen solchen Ausdruck gefunden. Was ist denn Philoktet mit seinen Klagen, die doch fort und fort auf der Erde bleiben, und die Götter nicht schrecken. Was bedeutet denn die Lage Philoktets, wenn man sie mit der Hiobs vergleicht, in welcher die Idee in ständiger Bewegung ist.

Verzeihen Sie, wenn ich alles erzähle, Sie sind ja mein Vertrauter, und Sie können nicht antworten. Falls irgend ein Mensch es zu wissen bekäme, würde es mich unbeschreiblich ängstigen. Zur Nacht kann ich die Lichter in meinem Zimmer anzünden, das ganze Haus hell erleuchten lassen. Dann stehe ich auf, lese mit lauter Stimme, fast schreiend, die eine oder andre Stelle aus ihm. Oder ich riegle mein Fenster auf und schreie seine Worte hinaus in die Welt. Ist Hiob eine dichterische Gestalt, hat es nie einen Mann gegeben, der so gesprochen, so mache ich seine Worte zu den meinen und nehme die Verantwortung auf mich. Mehr vermag ich nicht; denn wer hätte solch eine Beredsamkeit wie Hiob oder wäre imstande, an dem Gesagten etwas zu verbessern.

Obwohl ich das Buch immer wieder gelesen, ist jedes Wort mir neu. Jedesmal, wenn ich zu einem Worte komme, wird es zum ersten Mal geboren oder entsteht es mit Ursprungsmacht in meiner Seele. Allen Rausch der Leidenschaft sauge ich, einem Trinker gleich, klein bei klein in mich ein, bis daß ich bei diesem langsamen Nippen nahezu bis zur Bewußtlosigkeit trunken werde. Auf der andern Seite haste ich den Worten entgegen mit einer unbeschreiblichen Ungeduld. Ein halbes Wort, so eilt meine Seele hinein in seinen Gedanken, in seine Ergießung; geschwinder als das ausgeworfene Lot des Meeres Grund sucht, geschwinder als der Blitz den Blitzableiter sucht, schlüpft meine Seele hinein und bleibt darinnen.

Zu andern Zeiten bin ich stiller. Da lese ich nicht, da sitze ich hingesunken da gleich einer alten Ruine und schaue alles. Da ist mir, als wäre ich ein kleines Kind, welches geschäftig in der Stube umherläuft, oder in einem Winkel sitzt mit seinem Spielzeug. Da wird mir so wunderbar zumute. Ich kann nicht verstehen, was die Erwachsenen so leidenschaftlich macht, ich werde nicht klug daraus, worum sie sich streiten, und doch kann ich es nicht lassen zu lauschen. Da glaube ich, daß es böse Menschen sind, die Hiob all das Leid angetan haben, daß seine Freunde es sind, die nun dasitzen und wider ihn bellen. Da weine ich laut auf, eine unsägliche Angst vor der Welt und dem Leben und den Menschen und allem zermalmt meine Seele.

Da wache ich auf und hebe wieder an ihn laut zu lesen mit aller meiner Macht und von ganzem Herzen. Da, plötzlich, werde ich stumm; ich höre nichts mehr, sehe nichts, allein in dunklen Umrissen ahne ich Hiob, wie er in der Asche sitzt, und seine Freunde; doch niemand spricht ein Wort, dies Schweigen aber birgt alle Grauen in sich wie ein Geheimnis, das niemand zu nennen wagt.

Da wird das Schweigen gebrochen, und Hiobs gepeinigter Seele bricht hervor in gewaltigen

Schreien. Die verstehe ich, diese Worte mache ich zu den meinen. Im gleichen Augenblick empfinde ich den Widerspruch, da lächle ich über mich selbst, wie man über ein kleines Kind lächelt, das seines Vaters Kleider an hat. Oder ist es nicht zum darüber Lächeln, wenn jemand anders als Hiob sagen wollte: Ach! daß doch ein Mann mit Gott rechten könnte so wie ein Menschenkind mit seinem Gefährten! Und dennoch kommt über mich die Angst, als verstünde ich es noch nicht, eines Tages aber dazu kommen würde, es zu verstehen, als lauerte auf mich bereits das Entsetzen, von dem ich lese, als ob ich es über mich kommen machte indem ich von ihm lese, ebenso wie man befallen wird von der Krankheit, von der man liest.

den 14. Dezember

Mein verschwiegener Mitwisser!

Alles hat seine Zeit, das Toben des Fiebers ist vorüber, ich bin gleich einem Genesenden.

Das Geheimnis an Hiob, die Lebenskraft, der Nerv, die Idee ist: daß Hiob trotz alledem recht hat. Kraft dieser Behauptung hat er das Ausnahmerecht allen menschlichen Betrachtungen gegenüber, seine Ausdauer und Kraft beweist die Vollmacht und die Bevollmächtigung. Jede menschliche Erklärung ist ihm lediglich ein Mißverständnis, und alle seine Not ist ihm in Beziehung auf Gott gleichsam nur ein Sophismus, den er selber freilich nicht auflösen kann, bei dem er sich aber dessen getröstet, daß Gott ihn auflösen kann. Jedweder auf Menschen wirkende Beweisgrund (argumentum ad hominem) ist wider ihn gebraucht worden; aber er hält zuversichtlich seine Überzeugung aufrecht. Er behauptet in gutem Einvernehmen zu sein mit dem Herrn, er weiß sich rein und unschuldig in seinem innersten Herzen, allwo er dies zugleich mit dem Herren zusammen weiß, und doch widerlegt ihn das gesamte Dasein. Das ist das Große an Hiob, daß die Leidenschaft der Freiheit bei ihm nicht erstickt und nicht zur Ruhe gebracht wird in einem verkehrten Ausdruck. Diese Leidenschaft ist in einem Menschen unter gleichartigen Umständen oft erstickt worden, sofern Kleinmut und kleinliche Angst einen Menschen haben glauben lassen, er leide um seiner Sünden willen, wo er es ganz und gar nicht tat. Seine Seele ermangelte der Ausdauer in der Durchführung eines Gedankens, wenn die Welt in einem fort wider ihn dachte. Wenn ein Mensch meint, ein Unglück treffe ihn um seiner Sünden willen, so kann dies schön und wahr und demütig sein, aber er kann es auch tun, weil er dunkel Gott für einen Tyrannen hält, was der Mensch auf sinnlose Weise so ausdrückt, daß er ihn im gleichen Augenblick unter ethische Bestimmungen stellt. – Hiob wurde auch nicht dämonisch. So kann z.B. ein Mensch Gott recht geben wollen, obwohl er meint, selber recht zu haben. Er möchte gleichsam zeigen, daß er Gott liebt, sogar wenn Gott den ihn Liebenden versuchen will. Oder Gott kann die Welt sinnetwegen nicht anders machen: da will er so hochherzig sein, daß er fortfährt, Gott zu lieben. Dies ist eine durchaus dämonische Leidenschaft, welche eine besondere psychologische Behandlung verdiente, mag sie nun humoristisch gleichsam den Streit abrechen, um weiter keine Umstände zu machen, oder mag sie ihren Gipfel erreichen in einem selbstischen Trotzen auf die Stärke ihres Gefühls.

Hiob verharrt bei seiner Behauptung, daß er recht habe. Er tut es auf die Art, daß er dadurch Zeugnis gibt von jenem edlen menschlichen Freimut, der doch weiß, was ein Mensch ist, daß er nämlich, ob auch gebrechlich und rasch verwelkend gleich dem Leben der Blume, doch in Richtung auf die Freiheit etwas Großes ist, ein Bewußtsein hat, welches nicht einmal Gott ihm rauben kann, wiewohl er es ihm gegeben. Hiob hält an seiner Behauptung zugleich auf die Art fest, daß man an ihm die Liebe und das Vertrauen erkennt, die gewiß sind, Gott vermöge schon noch alles zu erklären, wenn man nur ihn selber zum Reden bringe.

Die Freunde machen Hiob genug zu schaffen, der Streit mit ihnen ist ein Fegfeuer, in welchem der Gedanke, daß er dennoch recht habe, geläutert wird. Gesetzt, es fehlte ihm selber an Kraft und Erfindungsgabe, um sein Gewissen zu ängstigen und seine Seele zu schrecken, an Phantasie, um vor sich selber bange zu werden, der Schuld und Verfehlung halben, die etwa insgeheim tief in seinem Innern wohnen mögen, so helfen die Freunde ihm mit ihren deutlichen Hindeutungen, mit ihren anzüglichen Bezichtigungen, die gleich neidischen Wünschelruten an den Tag bringen müßten, was etwa zutiefst verborgen ist. Sein Unglück ist ihr Hauptargument, und damit ist für sie alles entschieden. Man sollte glauben, Hiob müsse entweder den Verstand verlieren oder, vom Elend erschöpft, in sich zusammensinken, sich ergeben auf Gnade und Ungnade. Eliphas, Bildad und Zophar und vor allem Elihu, der frisch (integer) in den Kampf tritt, als die andern müde sind, variieren das Thema, daß sein Unglück eine Züchtigung sei: er soll bereuen, um Vergebung bitten, so wird alles wieder gut.

Hiob hält indes an seinem Standpunkt fest. Seine Behauptung ist wie ein Passierschein, mit dem er die Welt und die Menschen verläßt, sie ist eine Forderung, welche die Menschen abweisen, Hiob aber dennoch nicht für nichtig erklärt. Er braucht jedes Mittel, um seine Freunde zu bewegen. Er sucht sie zu Mitleid zu rühren (»erbarmet Euch mein«), er erschreckt sie mit seiner Stimme (»Ihr spinnt Lügen«), Vergeblich. Sein Schmerzensschrei wird heftiger und heftiger, alles in dem Maße, in dem mit dem Widerspruch der Freunde die Reflexion sich in seine Leiden gerade vertieft. Doch dies bewegt die Freunde nicht, und darum handelt es sich ja nicht. Sie wollen gern ihm darin recht geben, daß er leidet, daß er Grund zum Schreien hat, daß »der Wildesel nicht, schreit über dem Weidegras«, aber sie verlangen, er solle darin eine Züchtigung sehn.

Wie erklärt man nun Hiobs Behauptung? Die Erklärung ist die: das Ganze ist eine *Prüfung*. Diese Erklärung hinterläßt indes neue Schwierigkeit, welche ich auf folgende Weise mir deutlich zu machen gesucht habe. Die Wissenschaft behandelt und erklärt ja das Dasein und innerhalb des Daseins das Verhältnis des Menschen zu Gott. Welche Wissenschaft ist nun derart beschaffen, daß sie für ein Verhältnis Platz hat, welches bestimmt ist als Prüfung, die da unendlich gedacht gar nicht ist, sondern allein ist für das Individuum. Solch eine Wissenschaft gibt es nicht und kann es unmöglich geben. Hinzu kommt: Wie erfährt das Individuum, daß es eine Prüfung ist? Ein Individuum, welches überhaupt eine Vorstellung hat von einer gedanklichen Existenz und einem Sein des Bewußtseins, sieht leicht ein, daß dies nicht so geschwinde getan ist wie gesagt, oder so geschwinde vorüber ist, wie es gesagt ist, oder so geschwinde ergriffen ist, wie es gesagt ist. Erst muß ja die Begebenheit aus den kosmischen Beziehungen herausgeläutert werden und eine religiöse Taufe und einen religiösen Namen empfangen, alsdann kann man sich der Ethik zur Besichtigung stellen und alsdann kommt der Ausdruck: eine Prüfung. In der Zeit bis dahin existiert das Individuum offenbar nicht in Kraft des Gedankens. Jedwede Erklärung ist möglich, und der Wirbeltanz der Leidenschaft ist losgelassen. Allein die Menschen, welche keine Vorstellung oder doch eine unwürdige Vorstellung von Leben in Kraft des Geistes haben, sind in dieser Hinsicht geschwind fertig, sie haben eine Halbstundenlektüre als Trost bereit, ebenso wie viele Lehrlinge der Philosophie das Ergebnis einer hastenden Arbeit anzubieten haben.

Das Große an Hiob ist darum nicht, daß er sprach: »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet«, was er ja auch am Anfang sagte und später nicht wiederholte, sondern Hiobs Bedeutung liegt darin, daß die Grenzstreitigkeiten gegen den Glauben in ihm ausgekämpft worden sind, daß jener ungeheure Aufstand seitens der wilden und kampflüsternden Kräfte der Leidenschaft hier dargestellt ist.

Darum beruhigt Hiob nicht als ein Glaubensheld, sondern er lindert vorübergehend: Hiob ist

gleichsam die ganzeinhaltsreiche Klageschrift seitens des Menschen in der großen Sache zwischen Gott und dem Menschen, in dem weitläufigen und schrecklichen Prozeß, der seinen Grund darin hatte, daß Satan Mißtrauen stiftete zwischen Gott und Hiob, und der damit endet, daß das Ganze eine Prüfung gewesen ist.

Diese Kategorie: Prüfung ist weder ästhetisch noch ethisch noch dogmatisch, sie ist durchaus transzendent. Erst sie ist ein Wissen von der Prüfung, daß sie Prüfung ist, welches seinen Platz in einer Dogmatik finden würde. Sobald aber dies Wissen sich eingestellt hat, ist die Spannkraft der Prüfung geschwächt, und die Kategorie eigentlich eine andre. Diese Kategorie ist schlechthin transzendent und setzt den Menschen in ein rein persönliches Gegensatzverhältnis zu Gott, in ein Verhältnis solcher Art, daß er an einer Erklärung zweiter Hand sich nicht genügen lassen kann.

Daß es ein gut Teil Menschen gibt, welche diese Kategorie sofort griffbereit haben bei jeglicher Gelegenheit, sobald nur der Brei anbrennt, das beweist lediglich, daß sie sie nicht begriffen haben. Wer ein entwickeltes Weltbewußtsein hat, muß einen gar langen Umweg gehen, ehe denn er sie erreicht. Dies ist der Fall bei Hiob, der den Umfang seiner Weltanschauung bekundet durch die Unerschütterlichkeit, mit der er allen gewitzten ethischen Ausflüchten und verschmitzten Anläufen zu entgehen weiß. Hiob ist kein Glaubensheld, er gebiert die Kategorie der Prüfung unter ungeheuerlichen Schmerzen, eben deshalb weil er so entwickelt ist, daß er sie nicht in kindlicher Unmittelbarkeit besitzt.

Daß diese Kategorie darauf zielen könnte, die ganze Wirklichkeit auszustreichen und zu suspendieren, indem sie diese als eine Prüfung im Hinblick auf die Ewigkeit bestimmt, sehe ich sehr wohl. Doch dieser Zweifel hat über mich nicht Macht gewonnen; denn da Prüfung eine einstweilige Kategorie ist, so ist sie ohne weiteres in ein Verhältnis zur Zeit gesetzt und muß daher aufgehoben werden in der Zeit.

Soviel sehe ich jetzt ein, und wie ich mir in allen Stücken erlaubt habe, Sie einzuweihen, so schreibe ich auch dies an Sie um meiner selbst willen. Von Ihnen verlange ich wie Sie wissen nichts, außer daß es mir gestattet sein möge zu verbleiben

Ihr Ergebener

den 13. Januar

Mein verschwiegener Mitwisser!

Die Stürme haben ausgetobt – das Gewitter ist vorüber – Hiob ist zutechtgewiesen angesichts der ganzen Menschheit – der Herr und Hiob haben einander verstanden, sie sind versöhnt, »des Herren Vertraulichkeit wohnt wiederum in Hiobs Hütten wie in vergangenen Tagen« – die Menschen haben Hiob verstanden, sie kommen jetzt zu ihm und essen mit ihm und beklagen und trösten ihn, seine Brüder und Schwestern geben ihm jeder einen schönen Groschen und ein gülden Stirnband – Hiob ist gesegnet und hat alles zwiefältig wiederbekommen. – Das nennt man eine Wiederholung.

Wie tut ein Gewitter doch so gut! Wie selig muß es doch sein, zurechtgewiesen zu werden von Gott! Während ein Mensch ansonst sich unter der Zurechtweisung so leicht verhärtet; wenn Gott richtet, so verliert der Mensch sich selbst und vergißt des Schmerzes über der Liebe, die erziehen will.

Wer hätte nun solch einen Schluß sich denken können? Und doch ist ein anderer Schluß nicht denkbar, wiewohl dieser es gleichfalls nicht ist. Wenn alles ins Stocken geraten ist, wenn der Gedanke stillsteht, wenn die Sprache verstummt, wenn die Erklärung verzweifelt umkehrt – so muß ein Gewitter her. Wer mag das verstehen? Und doch, wer kann etwas anderes erdenken?

Hat Hiob also Unrecht bekommen? Ja! auf ewig; denn höher hinauf kann er nicht gehen als zu dem Gerichtstuhl, der ihn richtet. Hat Hiob Recht bekommen? Ja! auf ewig, dadurch, daß er Unrecht bekommen hat *vor Gott*.

So gibt es denn also eine Wiederholung. Wann tritt sie ein? Ja, in irgendeiner menschlichen Sprache läßt sich das nicht gut sagen. Wann ist sie eingetreten für Hiob? Als alle denkbare menschliche Gewißheit und Wahrscheinlichkeit für die Unmöglichkeit sprach. Klein bei klein verliert er alles; damit schwindet Stück um Stück die Hoffnung, indem die Wirklichkeit, gar weit davon milder zu werden, eher immer strengere Behauptungen wider ihn geltend macht. Unmittelbar gesprochen ist alles verloren. Einen Ausweg nur wissen seine Freunde, insbesondere Bildad: daß er, indem er sich unter die Strafe demütige, eine Wiederholung bis zum Überfluß erhoffen dürfe. Das will Hiob nicht. Hiermit spannt sich der Knoten und die Verwicklung, welche allein gelöst werden können durch einen Donnerschlag.

Für mich enthält diese Erzählung einen unbeschreiblichen Trost. Ist es nicht dennoch ein Glück gewesen, daß ich Ihren bewundernswerten Plan nicht befolgte, der so sinnreich war? Vielleicht ist es menschlich gesprochen eine Feigheit von mir, vielleicht aber kann die Vorsehung mir nun umso leichter zu Hilfe kommen.

Eines nur reut mich: daß ich das Mädchen nicht darum gebeten habe, mir meine Freiheit zu geben. Ich bin überzeugt, sie hätte es getan. Wer begreift wohl eines Mädchens Großmut? Und doch, so richtig bereuen kann ich es nicht; denn ich weiß, ich tat wie ich tat, weil ich zu stolz dazu war um ihretwillen.

Wo ich Hiob nicht hätte! Mehr sage ich nicht, um Sie nicht zu belästigen mit meinem ewigen Kehrreim.

Ihr Ergebener

Aus Die Wiederholung 1843.

Quelle: Søren Kierkegaard, Gesammelte Werke. 5. und 6. Abteilung: Die Wiederholung / Drei erbauliche Reden 1843, über. von Emanuel Hirsch, Düsseldorf/Köln: Eugen Diederichs, 21967, S. 68-83.